



Anke Engelmann, 1966 in Weimar geboren, wo sie heute lebt und arbeitet, hat nach Erfahrungen in vielfältigen Jobs Sprachwissenschaft studiert und ist gelernte Journalistin. Seitdem ist das Schreiben ihre Profession: Unter dem Namen »Büro für angewandte Poesie« verfasst sie eigene und lektoriert fremde Texte, hält Kurse für Kreatives Schreiben und unterrichtet Menschen mit Behinderung im Lesen und Schreiben. 2021 erschien bei Edition Schwarzsdruck ihr Erzählband »Eiapoepia im Prenzelberg«.

Die Autorin dankt der Kulturstiftung des Freistaates Thüringen, die 2021 die Arbeit an diesem Buch mit einem Stipendium unterstützte.

© Verlag Volland & Quist GmbH, Berlin und Dresden 2025

Lektorat: Helge Pfannenschmidt
Korrektorat: Kristina Wengorz
Umschlaggestaltung: Guerillagrafik
Foto © Georg Greinus
Satz: Fred Uhde
Druck und Bindung: BALTO print, Litauen

ISBN 978-3-86391-454-7

Verlag Volland & Quist GmbH
Gleditschstr. 66
D-10781 Berlin

info@volland-quist.de
www.volland-quist.de

**ANKE
ENGELMANN**

ROMAN

BLENDER

Für meine Mutter.

Erster Teil (1958–1980)

Die Geburt

Weimar, Karl-Marx-Stadt, Erfurt, 1958–1966

Der Krieg hing noch in der Luft, als ich 1958 in Weimar zur Welt kam. Meine Mutter pilgerte den Krankenhausflur auf und ab, in den Pausen, wenn die Wehen es zuließen. Mein Vater, der Bohn, hockte auf seinem Stuhl und gierte nach einer Zigarette. Ich sollte ihr erstes Kind werden. Er hoffte auf ein Mädchen.

Plötzlich gellten Signalhörner. Bombenalarm. Auf einer benachbarten Baustelle war ein Blindgänger gefunden worden. Alle rannten durcheinander. Nur der Arzt stand unbeweglich und presste die Hände auf seine Ohren. Er kreischte und ließ sich nicht beruhigen. Eine Schwester rammte ihm eine Spritze in den Hintern, die eigentlich für meine Mutter gedacht war.

Die krümmte sich in einer Ecke auf dem Boden, denn mich in ihrem Leib stachen die Sirenen. Sie stachen, sie stichelten, und ich drehte und wand mich. Ich spürte, wie sich mein behagliches Nest zusammenzog, wie Mutter sich daran machte, mich auszuwerfen. In dem Trubel da draußen würde sich niemand um uns kümmern, also schlang ich mir die Nabelschnur um den Hals und stürzte mich hinab.

Mein Plan ging nicht auf. Sie brachte mich nach Hause, in einem Kinderwagen, der auf den Fotos aussieht wie gute alte Vorkriegsware. Ich fügte mich ins Leben und tat, was man von mir erwartete: Ich plärrte ein bisschen, ich nuckelte und trank, was man mir gab, ich schlief, und wenn sich jemand über mich beugte, tat ich alles, um das Gurren hervorzurufen, in das Erwachsene beim Umgang mit Säuglingen unweigerlich verfallen.

Nein. Stimmt nicht. Ich war nicht fügsam. Ich hätte mich gern fügsam gezeigt, aber ich galt von Anfang an als schwieriges Kind. Mutters Brüste gaben nur wenig Milch, und in meiner Not biss ich in die Brustwarzen, mit zahnlosem Greisengaumen mümmelte und kaute ich, bis mir ihr Blut in den Mund schoss. Dann erst schmatzte ich selig. Vielleicht habe ich mein ganzes Leben lang diesen Geschmack gesucht, diesen Cocktail aus Milch und Blut. Ich konnte nichts dafür, der Hunger trieb mich, wie Säuglinge eben sind, oben was rein, unten was raus, dazwischen verdauen und schlafen. Mehr brauchen sie nicht. Nur manchmal ein Gurren.

Lebensmittel wurden mit Marken rationiert. Meiner Mutter stand eine Extraportion Milch zu. Die hatte sie dringend nötig, denn ich saugte ihr das Blut aus dem Leib. »Du warst immer ein kleiner Vampir«, sagte sie später oft. Und dann lächelte sie, ein nachsichtiges Mutterlächeln.

Der Zipfel zwischen meinen Beinen war nicht zu übersehen. Als der Bohn mich das erste Mal angeekelt abputzte, puderte und ungeschickt in kratzige Moltonwindeln packte, beobachtete ich ihn genau. Dieser Mann konnte nicht mein Erzeuger sein. Ich sah mich in seinen Augen und er sich in meinen. Der kann sich selbst nicht leiden, dachte ich. Nie würden wir Freunde werden. Dann traf ihn mein Strahl im Gesicht.

In den ersten Lebenswochen brachten mich unerklärliche Unfälle an den Rand des Todes, meist, wenn mein Nennvater mich versorgte. Ich stürzte von der Wickelkommode. Die Puderdose fiel aus dem Regal und schlug mir eine Wunde am Kopf. Die Ersatzmilch, die im Übrigen nach Pappe schmeckte und die ich konsequent verweigerte, füllte er kochend heiß in die Nuckelflasche. Unweigerlich hätte ich mir den Schlund verbrannt, doch ich strampelte und fuchtelte, und so gelang es mir, sie ihm aus der Hand zu schlagen.

Einmal rannte meine Mutter mit mir auf dem Arm ins Krankenhaus, weil der Bohn mir beim Baden mit kochend heißem Wasser aus dem Badeofen den Rücken verbrüht hatte. Verbrennungen dritten Grades, eine Transplantation verwarf das Ärztekollegium aufgrund meines zarten Alters. Sie sollten recht behalten: Die Narben sind mit den Jahren vollständig ausgewachsen.

Manchmal schien es ihm regelrecht Freude zu bereiten, mich zu quälen. Einmal zum Beispiel säuberte er meinen wunden Windelhintern mit einem Desinfektionsmittel. Ich schrie wie am Spieß, vor allem, als er dazu überging, es mit einem extra groben Waschlappen einzuarbeiten. Er gab beruhigende Laute von sich und versicherte meiner Mutter, die besorgt herbeigeeilt war, ich hätte Hunger und sei müde. Ich rächte mich, so gut ich konnte, aber die Handlungsoptionen eines Säuglings sind begrenzt.

Die Wochenkrippe rettete mich. Wenn ich von montags bis freitags auswärts betreut wurde, entkam ich den Nachstellungen meines eifersüchtigen Nennvaters, der mir nur in seinem unersättlichen Durst ähnelte. Am Wochenende hatte Mutter immer ein Auge auf mich. Nie ließ sie mich allein; sie schob das schwere Federbett von meinem Gesicht, bevor

es mir die Luft nahm, prüfte die Temperatur der Ersatzmilch und des Wassers in der Badewanne.

Anders als die anderen Säuglinge gewöhnte ich mich schnell an den Rhythmus in der Wochenkrippe. Am Tag wurden wir alle drei Stunden mit Pappmilch versorgt, danach gewaschen und neu gewickelt. Die restliche Zeit sollten wir verschlafen. Die Nächte dehnten sich endlos, als hätte man uns vergessen. Sehnsüchtig sahen wir der Putzfrau in ihrem rosafarbenen Kittel hinterher, die ihre feuchten Wischlappen unter die Betten klatschte und halblaut auf die Heimleitung und die Partei schimpfte. Zur Frühschicht nuckelten wir hungrig unsere Flaschen bis auf den letzten Tropfen leer und schliefen bis zur nächsten Versorgungseinheit.

Außer essen, schlafen und Windeln füllen gab es nichts zu tun für mich, und so blieb mir viel Zeit nachzudenken: über die Eltern, über meinen Nennvater, den Bohn. In mir festigte sich die Überzeugung, dass er nach allen Regeln der Genetik, nach Ähnlichkeit und Sympathie nicht mein leiblicher Vater sein konnte.

Im Haushalt meiner Eltern kochte Schmalhans täglich Pellkartoffeln. Gäste zu bewirten, das konnten oder wollten sie sich nur selten leisten. Mutter hatte ihr Studium abgebrochen, um zu arbeiten und Geld zu verdienen. Der Bohn plante eine große Karriere im Ausland. Dafür war ein Hochschulabschluss unumgänglich. Parteimitgliedschaft und ein gut ausgeprägtes Klassenbewusstsein, das sich in der Zuträgerschaft für die richtige Organisation zeigte, wurden ebenfalls von ihm erwartet.

Dass der einzige Kommilitone, der häufiger auf unserem abgeschabten Sofa saß, nicht eine heimliche Liebe von Mutter und damit mein echter Vater, sondern der Führungsoffizier

meines Nennvaters war, bemerkte ich schnell. Der Beobachtungsposten vom Töpfchen erlaubte mir manche Erkenntnis. Zwar nahm ich bei Karlchen Neumann eine deutlich ausgeprägtere Intelligenz wahr als beim Bohn, doch mit seiner Hornbrille und der Vorliebe für dunkelbraune Hosen aus Polyesterfasern mangelte es ihm entschieden an Attraktivität.

Heimlich schwärmte meine Mutter für einen Mann, den sie »den Bloch« nannte. Im engsten Kreis sprach sie über ihn, als würde er zur Familie gehören. Der Bloch musste sehr weise sein. Er wusste Antwort auf alle Fragen, und selbst Nennvater verstummte angesichts dieser überwältigenden Intelligenz.

»Ich will so klug werden wie der Bloch«, plapperte ich einmal in kindlicher Naivität.

Mutter lachte zärtlich, und ich sonnte mich in ihrem Lachen. »Ach du! Du bist vielleicht ein Schelm!«

Ich lebte zwischen Mittagsschlaf und den Sitzungen auf dem Emailletöpfchen, dessen kalten Rand ich hasste. Ich wuchs, wie ein normales Kind wächst, lernte sitzen, krabbeln, laufen, sprechen, kam in den Kindergarten, später in die Schule. Ich war so damit beschäftigt, Kind zu sein, dass alles andere verblasste. Ein Jahr streckte sich unendlich lang.

Kurz vor meinem achten Geburtstag kam Linda auf die Welt, und unser Leben änderte sich von Grund auf. Ich erwachte aus dem kindlichen Halbdämmer. Mir wurde klar, was ich schon lange gespürt hatte: Mutter verfolgte ihre eigenen Pläne – und setzte dafür alles ein, was ihr zur Verfügung stand.

Von Anfang an hatte es in der Beziehung meiner Eltern gekriselt. Mutter hegte gegen Nennvater eine unterschwellige Verachtung, die sie ihn unausgesetzt spüren ließ. Gleichzeitig war sie ängstlich bedacht, ihn an sich zu binden, wobei sie

sich einer perfiden Koketterie bediente. In meinem Elternhaus hing ständig knisternde Spannung in der Luft. Wenn sie sich entlud, schrien sich die beiden an, wobei Mutter dem Bohn ausgezeichnet Paroli zu bieten verstand. Die Szenen schlugen stets in zunächst tränenreiche Versöhnungen um, die sie im Schlafzimmer vollendeten.

Nach einer Weile rundete sich der Bauch meiner Mutter, wuchs ins Groteske, und als sie nur noch aus Bauch zu bestehen schien, schleppte sie sich ins Krankenhaus. Dort musste er geplatzt sein wie ein Bovist, denn zurück kam sie schlank wie zuvor und rollte den altmodischen Kinderwagen. Darin lag meine Schwester.

Zunächst stieß mich ab, was sie für ein Gewese um den dicken Wurm veranstalteten. Sogar der Bohn verzog sich zum Rauchen auf den Hof, zumindest in den ersten zwei Wochen. Doch dann sah ich in Lindas rundes Gesicht. Sie erwiderte den Blick mit ihren dunkelblauen Augen, und ich schmolz dahin. Sie sah so schutzlos aus.

»Hallo du!«, flüsterte ich. Mit ihrer Patschehand umklammerte Linda meinen Zeigefinger, und ich versprach ihr: »Keine Angst. Ich beschütze dich!« Obwohl sie nur die Tochter von Nennvater und meine Halbschwester war.

Dafür musste ich den Bohn zunächst aus unserer Umgebung entfernen. Lange überlegte ich, dann fiel mir Karlchen Neumann ein, der Führungsoffizier. Nennvater hatte nach seinem Abschluss eine Arbeit an der Universität aufgenommen, was zu ständigen Auseinandersetzungen im Hause Bohn führte. Meine Mutter hielt ihm oft vor, sie habe nicht mit der Arbeit ihrer Hände sein Ingenieur-Studium finanziert und ihre eigene Karriere geopfert, damit er sich jetzt mit einem Hungerlohn an der Uni zufriedengab. Allerdings formulierte sie drastischer.

Karlchen Neumann war das Werkzeug, die Situation zu ändern. Obwohl er jetzt einen Oberlippenbart trug, wirkte er wie ein Milchbübchen. Doch Neumann hatte die Kontakte und die Macht, den Bohn versetzen zu lassen und weit wegzuschicken. Er musste nur auf die Idee gebracht werden.

Das sollte meine Mutter übernehmen. Ich bearbeitete sie mit viel Fingerspitzengefühl, denn sie durfte nicht bemerken, dass ich die Sache eingerührt hatte. Geschickt fragte ich nach Onkel Karlchen, ließ Andeutungen fallen, griff Äußerungen auf, insistierte, wenn die Rede auf antiimperialistische Befreiungskämpfe in Afrika, Asien oder Südamerika kam. Tatsächlich fielen in den Gesprächen der Erwachsenen immer öfter zwei Namen: Dubai und Dortmund. Am Ende wurde es jedoch Karl-Marx-Stadt.

Schwester

Karl-Marx-Stadt, 1968–1970

Um seine neue Stelle bei der Wismut anzutreten, zog der Bohn in ein Ledigenwohnheim in Karl-Marx-Stadt. Samstag nach der Arbeit stieg er dort auf sein Motorrad und brauste am Sonntagabend wieder zurück. Mutter, Linda und ich, wir richteten uns in der Woche ein. Ohne Nennvater hatte sich die Hausarbeit reduziert, und von Montag bis Samstagfrüh wirkte Mutter entspannt. Am Samstagmittag, wenn sie von der Arbeit kam, entfaltete sie eine Hektik, die mit Vorfreude nichts zu tun haben konnte. Während der Topf mit Lindas Windeln auf dem Herd blubberte, wienerte sie die Wohnung, kochte Suppe für das Abendessen und bereitete den Braten für

das Sonntagessen vor. Ich verdrückte mich. Wenn der Bohn im Anflug war, blieb ich besser unter Mutters Radar.

Nennvater glaubte an die Arbeiterklasse, doch sein Erziehungsstil orientierte sich an der Bibel, und die darin enthaltenen pädagogischen Hinweise beherzigte er aufs Genaueste. Wenn er zu Hause eintraf, bestellte er mich zum Rapport. Diese Gewohnheit veranlasste mich, den Samstagabend auswärts zu verbringen, was dazu führte, dass seine Wut noch länger auf kleiner Flamme köchelte und nicht einmal durch das Abendbrotbier verflog. Also überdachte ich meine Strategie und besorgte kleine Geschenke, die ihn überraschen und von meiner Ehrlichkeit und aufrichtigen Zuneigung überzeugen sollten. Denn Ehrlichkeit war mir schon damals ein großes Anliegen, und bis heute verletzt es mich zutiefst, wenn man mich der Lüge oder der Unaufrichtigkeit bezichtigt.

Bei Onkel Otto, dem Wirt der Gartenkneipe, in der wir oft eine Bockwurst aßen, besorgte ich auf Pump Zigaretten der Marke Juwel 72, die ich Nennvater feierlich überreichte. In meiner Not dachte ich nicht daran, dass Onkel Otto schon bald das Entgelt dafür einfordern würde. Der Bohn ließ sich vorerst besänftigen, zumal sich die ganze Familie nach Kräften bemühte, ihn abzulenken. Linda heiterte ihn mit kindlichem Geplapper auf, und so klangen die Abende dann doch in familiärer Harmonie und Fröhlichkeit aus. Am Morgen übernahm ich es, die Weingläser im Wohnzimmer wegzuräumen, den Aschenbecher zu leeren und die Schallplatten von Paul Robeson und Gisela May in den Schrank zurückzustellen. Ich nutzte die Gelegenheit, an der Flasche zu schnuppern. Der Geruch faszinierte mich. Gern hätte ich von dem Wein gekostet, doch zu meinem Leidwesen tranken sie ihn stets bis auf den letzten Tropfen aus.

In Mutter blieb eine Unzufriedenheit zurück. Sie bestand darauf, dass der Bohn für die Familie eine Wohnung an seinem

Arbeitsort suchte. Ein halbes Jahr später stand ich verzagt vor unserem neuen Heim, einem Neubau in Kalle-Malle.

Ich fühlte mich einsam an diesem Ort, wo das Proletariat den Sieg über die Intelligenz errungen hatte. In der Schule blieb mir jeglicher Erfolg versagt. Den Tag prägten Fahnenappelle auf dem kalten Schulhof und ein Giftzwerg namens Frau Fuchs.

Mein einziger Lichtblick in dieser dunklen Zeit hieß Arno. Wir teilten uns eine Schulbank, und wenn Arnos Oma ihm Bubblegum aus dem Westen mitgebracht hatte, teilten wir auch den, indem wir uns abwechselnd und verstohlen die klebrig-angekatschten Brocken in den Mund legten. Nur im Matheraum klebten wir den Kaugummi unter die Bank. Wegen Frau Fuchs. Manchmal schmeckte er nicht mehr nach Bonbon, sondern nach Pfefferminz, wenn ich ihn ein paar Tage später wieder in den Mund steckte.

Arno ließ mich großzügig an seiner Sammlung von Matchboxautos teilhaben. Er erlaubte mir, den Krankenwagen zu fahren, dem immer die Vorderräder abfielen. Den Rennwagen und die anderen Ami-Schlitten durfte ich nicht anfassen. Wegen seiner Westverwandtschaft hatte Arno einen schlechten Stand in der Schule. Mir erging es nicht besser. Meine Intelligenz wurde als Verstocktheit interpretiert.

Der Schulstoff interessierte mich wenig. Ich dachte in Bildern. Häufig kritzelte ich Zeichnungen von Lehrern und Schülern in die Hefte. Frau Fuchs stellte eines meiner beliebtesten Motive dar. Einmal erwischte sie mich, und ihr rutschte die Hand aus. Ich saß völlig verdattert da und wartete auf ihre Entschuldigung. Stattdessen hielt sie mir beim Fahnenappell vor der ganzen Schule eine lange Strafpredigt. Seitdem eilte sie stets an meinen Platz und schielte argwöhnisch, sobald ich nach einem Stift griff. Mir fehle, betonte

sie, eine strenge Hand im Elternhaus. Bei Nennvater fand sie ein offenes Ohr. Frau Fuchs schrieb ihm lange Liebesbriefe in mein Hausaufgabenheft, die er am Samstagabend auf meinem Hosenboden ausbuchstabierte.

Linda verkräftete den Umzug nicht. Von der schweren Kohlenluft und der Kälte in der Industriestadt bekam sie erst eine Lungenentzündung und dann eine seltene Blutkrankheit.

Mutter weinte viel, und sogar der Bohn stand manchmal still und wischte sich über die Lider. Linda fehlte mir. Wenn sie zwischen den Behandlungen nach Hause kam, zerriss es mir das Herz, in ihre Augen zu blicken, die riesig in ihrem blassen Gesicht leuchteten. Ich wollte mein dickes Schwesterchen nicht verlieren. Sie war der Sonnenschein in unserem düsteren Vaterhaus.

Eines Tages fuhren wir alle ins Krankenhaus, und man nahm mir Blut ab. Dann warteten wir lange auf dem Flur.

Ich erwachte, als sich eine Krankenschwester über mich beugte. »Du kannst deiner Schwester helfen«, sagte sie, und ich nickte benommen. Sie brachte mich in einen Behandlungsraum. Ein Arzt würde mir erklären, wie es weiterging.

Der Mann nahm sich Zeit und beantwortete alle Fragen. Mein Blut habe eine seltene Zusammensetzung, erläuterte er, meine Lebenskraft könne Schwester heilen. Ich verstand sofort. Ich hing nicht am Leben und war bereit, es für Linda hinzugeben. Trotzdem bat ich um eine Nacht Bedenkzeit.

An diesem Abend verhielten sich alle sehr freundlich, regelrecht behutsam. Mutter kochte mir mein Lieblingsessen und saß danach mit versteinertem Gesicht am Tisch. Auch der Bohn als nichts. Er schluchzte, wie erwachsen und verantwortungsbewusst sein großer Junge schon sei, und tätschelte mir den Kopf. Ich schwieg, stocherte in den Pflaumenknödeln und nippte an einer Cola, ein seltener Genuss, der mir sonst versagt war.

In der Nacht lag ich lange wach und nahm Abschied vom Leben. Nebenan hörte ich leise Stimmen. Gern hätte ich Linda neben mir atmen gehört, doch seit ihrer Krankheit stand ihr Bett im Schlafzimmer der Eltern. In Gedanken ging ich mein Leben durch und bedauerte, dass ich Arno nicht noch einmal gesehen hatte. Ich knipste die Nachttischlampe an, kramte das Hausaufgabenheft aus dem Ranzen und schrieb ein Testament hinein, in dem ich Arno meinen Stablbaukasten und die Abenteuerbücher vermachte. Dann knipste ich die Lampe wieder aus. »Machs gut, alter Freund«, flüsterte ich in die dunkle Nacht.

Dass man an einer Thrombozytenspende nicht stirbt, hatte mir niemand gesagt. Aus der Betäubung erwachte ich, als wäre ich neugeboren. Mein Leben hatte jetzt einen Sinn bekommen, mein Blut half Linda, den tückischen Feind in ihrem Körper zu besiegen. Blutsgeschwister! Sie erholte sich schnell. Bald war sie auf den Beinen, und der Alltag zog wieder ein.

Ein Zufall offenbarte mir in dieser Zeit die ganze Wahrheit über meine Herkunft. Zu Weihnachten besuchte uns Mutters Bruder, mein Lieblingsonkel Helmut, ein baumlanger Kerl, der gern dröhnend lachte und alle mit seiner Fröhlichkeit ansteckte. Onkel Helmi sagte stets laut und deutlich, was ihm durch den Kopf ging. Er brachte frischen Wind in unser Elternhaus, wo sonst verdruckste Stille regierte. Onkel Helmi liebte es, Mutter mit Frotzeleien zu provozieren. Mutter hingegen, die durchaus bemerkt hatte, wie der Rest der Familie in Helmis Anwesenheit aufblühte, stach die schlechte Laune aus allen Poren, wenn ihr Bruder bei uns weilte.

Wie immer wich ich Onkel Helmi nicht von der Seite: Ich klebte an seinen Lippen, ich lachte, wenn er lachte, und in meinem Bauch erstrahlte eine warme Sonne, wenn er mir

beiläufig die Hand auf den Kopf legte oder mir auf die Schulter klopfte.

Am Abend saßen die drei beim Wein im Wohnzimmer. Onkel Helmi hatte zudem eine Flasche Nordhäuser Doppelkorn auf den Tisch gestellt, mit dem sie häufig anstießen. Im Flur, wo ich im Schlafanzug herumlungerte und gierig jedes Geräusch aufsaugte, das mit dem Zigarettenrauch aus der angelehnten Wohnzimmertür entwich, konnte ich das Pling der Gläser hören. Sie hatten mich ins Bett geschickt. Ich jedoch wollte jeden Augenblick mit dem von mir so verehrten Onkel genießen.

Die Stimmen in der Stube klangen bald lauter, aggressiver. Er kümmere sich, dröhnte der Bohn, einen Scheißdreck um die Betonköpfe in der Wismut. Er werde geschützt, von höchster Stelle. Sein Auslandseinsatz stehe unmittelbar bevor, das habe man ihm versichert, erst kürzlich und überaus glaubhaft. Er lasse es sich nicht nehmen, schon gar nicht von einem Abteilungsleiter, der zu blöd sei, beim Pinkeln das Becken zu trefen, das könne er aus eigener Anschauung ...

»Pssst, die Kinder!«, zischte Mutter.

Jemand stand auf und schloss die Tür.

Meine Aufmerksamkeit war geweckt. Im Halbdunkel tastete ich mich aus dem Versteck hinterm Schrank an die Tür. Doch ich konnte nur Gesprächsfetzen erhaschen. Mutter argumentierte aufgeregt, der Bohn wütend, Onkel Helmi beruhigend. Immer wieder hörte ich einen Namen: Bloch. Manchmal auch: Ernst Bloch.

Der Bloch! Wie hatte ich den Bloch vergessen können! Dabei fiel der Name oft im Hause Bohn, nur dass die Eltern jedes Mal verstummten, sobald sie meine Anwesenheit bemerkten. Der Bloch war ein Philosoph, wusste ich aus ihren Gesprächen. Bei einem Bloch-Seminar an der Universität Leipzig

hatten sich Mutter und der Bohn kennengelernt. Darüber hinaus war Großmutter, die Leipziger Oma, Blochs Sekretärin und rechte Hand gewesen. Sie hatte seine handschriftlichen Manuskripte übertragen und, als der Philosoph im Westen lebte, dafür gesorgt, dass diese den Weg auf die andere Seite der Mauer fanden.

Großmutter hatte in den Fünfigern mit ihrer heranwachsenden Tochter und dem Sohn in beengten und unwürdigen Verhältnissen gelebt. Ihr Arbeitgeber besorgte seiner Sekretärin und ihren Kindern nicht nur eine größere Wohnung, sondern vermachte ihr zudem Möbel für das Wohnzimmer.

Der Bloch war verheiratet, aber »kein Kostverächter«, betonte meine Mutter gern, »ein richtiger Schwerenöter!«. Dass sie in ihrer Jugend überraschend schön gewesen war, wusste ich von Fotos.

An jenem Abend im Flur, übermüdet, ausgekühlt von der eisigen Luft, die unter der Eingangstür hereinströmte, traf mich mit großer Wucht eine Erkenntnis: Die Fürsorge des Philosophen hatte nicht Großmutter, sondern Mutter gegolten. Vielleicht sogar einem winzigen Wesen in ihrem Bauch?

War der Bloch mein Vater?

Die Knie sackten mir weg.

In diesem Moment öffnete Onkel Helmi die Tür. »Was machst du denn hier?« Er trug mich ins Kinderzimmer, wo Linda, die ebenfalls erwacht war, sich aufgesetzt hatte und die Arme nach ihm ausstreckte. Behutsam bettete er mich und deckte Linda sorgfältig zu.

Ich schlief unruhig in dieser Nacht, und am nächsten Tag erwachte ich mit hohem Fieber.

Längst war Onkel Helmi nach Zwickau zurückgekehrt, doch der Gedanke ließ mich nicht los. Ein Philosoph! In meinen Fieberträumen streckte mir der Bloch seine Hand entgegen

und lächelte hinter der dicken Brille, die er zweifelsohne unter seinem schneeweißen Haarkranz trug. In Wahrheit besaß ich nicht einmal ein Bild des Philosophen, an dem sich meine Vorstellung entzünden konnte. Wenn der Bloch mein leiblicher Vater war, musste er mir ähnlich sehen. Mit einem Taschenspiegel studierte ich stundenlang mein Aussehen. Die Gesichtszüge des Zwölfjährigen, den ich dort erblickte, würden mir mehr verraten. Ich sah aus wie alle anderen: Durchschnittsgesicht und dunkle Haare, die Mutter mir jeden Morgen mit Spucke ordentlich in einen Seitenscheitel zwängte, eine Frisur, die ich schon im Hausflur voller Abscheu zerwuselte. Es lag mir fern, wie viele andere bei jeder Gelegenheit einen Stielkamm zu zücken und ihn schwungvoll durch eine Haartolle zu ziehen. Immer schon mochte ich das Chaotisch-Ungeordnete.

Was hatte ich vom Bloch geerbt: die Nase? Die hohe Stirn? Die dunklen Haare? Den Mund, der recht passabel geformt war, nur dass sich an den Mundwinkeln schon ein skeptischer Zug ausprägte? Dass ich nicht wusste, wie der Bloch aussah, und deshalb alle Ähnlichkeit nur meiner Einbildung entsprang, störte mich nicht. Fest stand, dass ich seine außergewöhnliche Intelligenz geerbt hatte.

Nicht Fliedertee und Wadenwickel retteten mich vor dem Fieber, sondern das Wissen um meine Herkunft und Zugehörigkeit. Das gab mir Kraft, die Krankheit niederzuringen. Wie konnte ich sterben? Mein Leben begann doch gerade!

In den langen Tagen, in denen mein Bewusstsein zwischen Diesseits und Jenseits umherschlenderte, schmiedete ich einen Plan. Vielmehr stellte ich eine Liste mit Punkten auf, die ich nacheinander abarbeiten wollte. Natürlich trieb mich meine Sehnsucht nach Tübingen, wo der Bloch jetzt lebte. Tübingen! Dass zwischen Karl-Marx-Stadt und dem Ort aller Wünsche ein unüberwindlicher Schutzwall verlief, kümmerte mich

vorerst wenig. Meine Phantasie gaukelte mir immer wieder den Augenblick vor, in dem ich an die Tür von Blochs Tübinger Villa klopfen und der Philosoph öffnen würde. »Ich ... ich bin dein Sohn«, würde ich stottern. Der Bloch würde die Pfeife aus dem Mund nehmen und sich wie ein guter Dschinn in eine Rauchwolke hüllen. »Dann komm erst mal herein, Junge«, würde er sagen. In meiner Vorstellung, in der ich inszenierte und Regie führte, sagte er manchmal an dieser Stelle schon »mein Junge«. Im Haus würde er meine Schultern mit seinen großen Händen umfassen und mich lange ansehen. Das war der Moment, in dem ich regelmäßig in Tränen ausbrach.

Meine Pläne nahmen Gestalt an. Ich musste alles herausbekommen!

Derweil spitzte sich die Situation in meinem Elternhaus zu. Mit jedem Streit, mit jedem Bluterguss wuchs in mir die bittere Einsicht: Ich musste mich zunächst um den Bohn kümmern. Der Mann schien jegliche Selbstbeherrschung zu verlieren, beim geringsten Anlass schrie und tobte und weinte er. Er musste weg! Ich war bereit, zum Äußersten zu gehen.

Im Garten sichtete ich die Vorräte an Gartenchemikalien. Das Blaukorn roch extra giftig, deshalb entnahm ich eine Handvoll und versteckte es in einer Papiertüte im Kinderzimmer hinter den Abenteuerbüchern.

Doch die Umstände kamen mir zuvor. Einmal zu oft hatte Nennvater mit unserer familiären Verbindung zu Ernst Bloch geprahlt. Eines Abends klingelte die Staatssicherheit bei uns. Zwei Männer durchsuchten die Wohnung. Sie fanden nichts. Meine Mutter musste alles verbrannt oder weggeschafft haben, was mit dem Bloch zu tun hatte. Handschriften, Manuskripte, nichts aus dem Gedankenfundus des Philosophen hatte ich lesen oder beiseiteschaffen können.

Jetzt waren die Papiere unwiederbringlich verloren. Ich verfluchte mein kindliches Alter, das mich so einschränkte. Denn auch wenn ich der Schule fernblieb, sooft es möglich war, wobei die vorgeblichen Krankheiten häufig mit einer Mathearbeit zusammenfielen, konnte ich die Vormittage aus leicht ersichtlichem Grund nicht zu Hause verbringen. Ich trödelte durch die staatliche Gemäldegalerie und verträumte mich in den leuchtenden Werken der vorsozialistischen Zeit. Dem misstrauischen Aufsichtspersonal hatte ich erzählt, ich würde einen Pioniernachmittag vorbereiten.

Die Männer nahmen den Bohn mit, und ein paar Tage lang sah es aus, als würde er die nächsten Jahre nicht in Karl-Marx-Stadt, sondern im Gelben Elend in Bautzen verbringen.

Nennvaters Abwesenheit brachte keine Erleichterung. Den ganzen Tag war Mutter unterwegs, sprach hier vor und drängelte sich da an Vorzimmerdamen vorbei, und wenn sie nicht von Pontius zu Pilatus rannte, saß sie regungslos am Küchentisch. Wie ein Schatten lag die Verhaftung auf uns. Sie bedrückte auch Linda.

Ich machte mir Sorgen, denn an mir war es nun, die Familie und insbesondere Schwester zu beschützen. Linda war dazu übergegangen, Süßigkeiten in großer Menge in sich hineinzustopfen. Meine Schwester neigte von Natur aus zur Korpulenz, in diesen Tagen aber nahm ihre Leibesfülle bedenkliche Ausmaße an. Sie schob alles in sich hinein, was nach Bonbon aussah. Ich konnte regelrecht zusehen, wie sie mit jedem Drops dicker wurde. Trotzdem ließen Mutter und ich ihr diese schlechte Angewohnheit durchgehen. Ich aus Mitleid, Mutter, weil sie nichts davon mitbekam.

An einem Abend überstieg Lindas Fresslust jedes Maß, und das brachte sie in Lebensgefahr. Wie so oft in dieser Zeit hatten wir den Tag allein beendet. Zwei freundliche Herren

hatten Mutter »zur Klärung eines Sachverhaltes« außer Haus gebeten. Es hatte großer Geduld und Autorität bedurft, bis meine Schwester sich bereit erklärte, ins Bett zu gehen. Ich hatte erwartet, dass sie lange wach liegen würde, aber als ich später nach ihr sah, schnarchte sie laut und unregelmäßig. Ich bemühte mich, sie aufzuwecken. Sie schmatzte nur und wälzte sich auf die Seite. In höchstem Grade beunruhigt, riss ich die Abenteuerbücher aus dem Regal. Nichts! Kein Blaukorn! Fassungslos starrte ich auf das leere Regalbrett.

Mir wurde siedend heiß. Ich musste Mutter suchen! Einen Arzt holen! Ich stürzte in die Dunkelheit, hetzte die Treppen hinunter auf die Straße. Meine Schwester stirbt! Dieser Gedanke trieb mich durch die menschenleere Stadt, der zweite Gedanke: Wenn sie stirbt, bin ich schuld!, hielt meine Beine in Bewegung.

Auf halbem Weg stoppte ich. Ich sah Linda allein in ihrem Bett, und die Tränen schossen mir in die Augen. Ich hatte meine Schwester im Stich gelassen. Ich sollte jetzt bei ihr sein, ihr Salzwasser einflößen, warme Milch, damit sie sich erbrach. Vielleicht starb sie genau jetzt, in diesem Moment? Was, wenn ich zu lange brauchte? Ich kehrte um.

Neue Freunde

Erfurt, 1970

Meine Bemühungen, einen möglichst großen Abstand zwischen Nennvater und die Familie zu bringen, waren zunächst erfolgreich. Er hatte nach dem »Sachverhalt« eine neue Arbeitsstelle in Thüringen gefunden, und wir lebten unbehelligt